

Kinematograph

DAS ÄLTESTE FILM-FACH BLATT

VERLAG SCHERL * BERLIN SW 68

26. Jahrgang

Berlin, den 19. Mai 1932

Nummer 96

Geschäft mit Gruselein „Frankenstein“

Selten ist — wie schon gestern hier an dieser Stelle bemerkt wurde — ein Film mit einer so originellen und nachhaltigen Reklame in Berlin herausgebracht worden wie die phantastische Geschichte von dem künstlichen Menschen, den der Arzt, Doktor Frankenstein, mit Hilfe eines gestohlenen Gehirns konstruiert.

Ursprünglich entstand dieses Monstrum aus Leichenteilen und aus dem Gehirn eines Verbrechers, das ein buckliger Mensch im Stile Lon Chaney's aus dem Hörsaal einer Universität stiehlt.

Die Leichenteile hat die Zensur — und man darf wohl sagen „glücklicherweise“ — gestrichen.

Das gestohlene Gehirn ist geblieben, weil nämlich dadurch der verbrecherische Charakter des modernen amerikanischen Golems begründet ist.

Diese Geburt des Unholds geschieht mit einem pompösen Aufwand von Maschinerie.

Es zucken elektrische Ströme von Tausenden von Volt. Die Himmelselektrizität wird bei einem Gewitter zur Erschaffung des Geschöpf's herangezogen, und eine Liebesgeschichte sorgt dafür, daß ab und zu etwas Lyrik den Nervenkitzel unterbricht.

Ursprünglich begeht das Geschöpf ungefähr alle Schandtaten, die im Strafgesetzbuch verzeichnet sind.

Die Zensur hat vieles gestrichen. Die Würdeszenen auf ein erträgliches Maß herab-



DWIGHT FRYE in dem Universal-Film „FRANKENSTEIN“

gemildert. Eine Vergewaltigung im häßlichsten Augenblick abblenden lassen und auch das Ende des Monstrums erheblich abgekürzt, ohne allerdings die Spannung des Ganzen irgendwie zu beeinträchtigen.

Es bleibt noch eine ganze

Menge für diejenigen Beschauer übrig, die bei diesem Film das Gruseln lernen wollen.

Aber es sei im Vertrauen und unter uns bemerkt, daß die Warnungen, die in Berlin von jeder Litfassäule leuchten und die zu Beginn des

Films von der Leinwand herab an Leute mit schwachen Nerven gerichtet sind, doch ein klein wenig übertrieben sein dürften.

Es lohnt sich, den Film zu sehen, für den Theaterbesitzer auch in dieser filmknappen Zeit, ihn zu spielen.

Darstellerisch gehört er mit zu den besten Leistungen der letzten Zeit. Boris Karloff, der dem künstlichen Scheusal Leben verleiht, gibt eine ausgezeichnete, in Spiel und Maske geniale Leistung.

Colin Clive erfüllt den Frankenstein je nach Bedarf mit Zurückhaltung und Temperament und hat in Edward van Sloan einen würdigen Nebenspieler.

All die andern, die Braut, der Bürgermeister, füllen ihre Rollen mit Anstand aus.

Der Regisseur James Whale führt sie so, wie er es für richtig hält. Er entwickelt starken Sinn für ureigene Bildwirkung. Gibt vor allen Dingen die Geburtswehen des Maschinenmenschen in selten packender, phantastischer und großzügiger Bildfolge.

Er schafft bei der Verfolgung des Bösewichts Bilder von seltenem Reiz.

Benutzt alle phototechnischen Möglichkeiten, läßt Szenerien geschickt wechseln und schafft in einer brennenden Mühle am Schluß ein Furioso von stärkstem Eindruck.

Es gibt Massenszenen bei dem Tiroler Hochzeit, bei dem Zug der fackelbewaffneten

Fabrikat u. Verleih: Universal Ton: Western Electric
Regie: James Whale Länge: 1776 Meter, 8 Akte
Uraufführung: Mozartsaal

Dörfler oder bei dem Spiel mit dem Kind am Wasser, bei dem Gang des Vaters mit dem erwürgten kleinen Mädchen durch das Dorf, die sich stark einprägen und die man so bald nicht vergißt.

Es ist ein Film, bei dem sich vielleicht mancher im Publikum überlegt, ob die Bilder wirklich so gruselig sind, wie

man es nach Reklame und nach den Plakaten annehmen möchte. Aber auch diese Skeptiker, die beim Gruseln nicht auf ihre Rechnung kommen, werden zugeben müssen, daß es ein außerordentlich beachtliches und sehenswertes Werk ist.

Eine neue Art, die uns wieder einmal zeigt, daß es

im Kinodrama vorläufig noch unbegrenzte Möglichkeiten gibt und daß es außer dem Weg in die Zukunft auch nicht ganz unangebracht scheint, in der Filmvergangenheit der letzten Jahre zu forschen, ob sich nicht irgendwo Ansätze finden, die im Tonfilm zur Vollendung gebracht werden können.

Es ist schwer zu prophezeien, wie der endgültige Publikumserfolg sein wird.

Aber es muß gesagt werden, daß es unsere großen und kleinen Häuser in Deutschland zumindest mit diesem Film versuchen sollten, der in der englischen Originalfassung mit deutschen eingekopierte Titeln läuft.

Filmbesprechung

„Frankenstein“

Universal — Mozartsaal

Ein herrlicher Titel: Frankenstein. Eigentlich besagt er gar nichts. Und setzt doch auf so seltsame Art unsere Phantasie in Betrieb. Nur ein Name. Doch ein Name, der wie nur wenige die Assoziation „Fall“ hervorrufft. Der Fall Frankenstein. Die Geschichte eines absonderlichen Verbrechens. — So oder ähnlich haben wir kombiniert, als uns die ersten phantastischen Erfolgsmeldungen von der New-Yorker Premiere des Films erreichten. Meldungen, die dann durch immer überraschendere Berichte über den Siegeszug des Films durch Amerika und die übrige angelsächsische Welt komplettiert wurden.

Seit gestern kennt nun auch Berlin diesen Film. Man darf sagen, daß die deutsche Fachwelt (die engere und weitere) seit Jahr und Tag kaum einer ausländischen Arbeit mit soviel Spannung, echter Spannung entgegengesehen hat.

Vor zwei Wochen erlebten wir Dreyers „Vampyr“, den Irrtum eines genialischen Mannes. Viele halten die Duplizität „Frankenstein“ und „Vampyr“ für keinen Zufall und glauben von einer Mode des Gruselfilms sprechen zu können.

So wenig Dreyers „Vampyr“ und dieser neue Film des durch Elan die Filmwelt immer wieder überraschenden Carl Laemmle künstlerisch zu parallelisieren sind, ist vielleicht wirklich in beiden Fällen die Idee maßgebend gewesen, daß das Publikum nach der Überfütterung mit Operetten, Musikal-Komödien und Uniformstücken für den Happen eines handlungsstarken Spukfilms im Augenblick besonders dankbar sein wird.

Weist Dreyers Arbeit regie- und photo-technisch alle Merkmale eines subtilen und nervösen Stils auf, so geht der unter der Produktionsleitung des jungen Laemmle entstandene Film auf handfestere Wirkungen. Wirkungen aber, die durchaus den Massen Kitzel und Erregung bereiten.

Die dramaturgische Einrichtung besorgten Garret Fort und Francis Edwards Faragoh. Man darf feststellen, daß die Autoren kaum ein gangbares Ingredienz moderner Gruselfilm-Mixtur vergessen haben. Da gibt es die Produktion des künstlichen Menschen, in einsamen Fels-Laboratorien (modernster Equipierung) hausende Forscher, unheimliche Würger, Unwetter, Blitze, die teuflische Fratze eines Buckligen, und Leichen und immer wieder Leichen . . .

Der Vorwurf der Routine ist den Verfassern des kunstlosen Szenarios nicht zu machen. Situation reiht sich an Situation.

Einzel-Partien des Films scheinen in der deutschen Fassung stark beschnitten zu sein. Sicher wurde manches, was zu diesem Film, wie er nun einmal konzipiert ist, gehörte, ein Opfer der Schere.

James Whales inszenierte den Film in der Technik des braven alten „thrillers“ amerikanischen Geschmacks. Grell sitzen die Akzente. Neben schockierend gedachten Momenten stehen Scherze im ältesten, gemütlichsten Lustspielstil. Nun, viele Filme dieser Art waren auch bei uns große und größte Publikums-schlager.

Colin Clive (in der Rolle Frankenstein, des Fabrikanten künstlicher Menschen), die etwas larmoyante, aber recht hübsche Mae Clark und John Boles bemühen sich um die Hauptrollen. Ausgezeichnet die (allerdings mehr ins Artistische gehende) Leistung Boris Karloffs, des Homunculus-Darstellers.

Etwas ungleich die Photographie: das aufgebotene Material — an Menschen und Dingen — gibt dem Film das Signum einer großzügigen Produktion.

Die mit offensichtlicher Liebe arrangierte Festvorstellung (Fassade und Foyer des Theaters sind sehr geschickt im Stil des Films dekoriert) läßt erwarten, daß „Frankenstein“ auch in Berlin im long-run laufen wird, und daß der Mozartsaal für die nächsten Wochen ausgesorgt hat.

Film-Kritik

Frankenstein

(Monstrum)

Gespennetste Erwartung, um nicht zu sagen Aufregung im Publikum. Die Werbung: „Nicht ansehen, wenn schwache Nerven“ — die aus der Reklame heraus-springt — wirkt Zauber: schwache Nerven scheint kein Mensch zu haben, wenn man sie von ihm verlangt.

Ein neuer Grusel Film also, — nach dem „Ende von Marado“ der zweite, den Carl Laemmle in Deutschland zeigt. Schnell gepriegtet: Gruselfilm; denn lets uns nicht schon bei manch anderen Film fer mußte durchaus nicht der Abenteuer- oder Unterweltspaltung angehören) kalt über den Rücken laufen? Und hat nicht auch in manchem Operettenfilm die Fülle der Einfallsleere uns Gruseln erzeugt?

Besagt die Berechnung Gruselfilm, daß eine Gattung erstrebt wird, die handfest der Phantasie gesunder Abenteuerlust ein Feld erobern will, so wird sie uns willkommen sein. Denn nicht wahr: wir hatten sie schon vor Jahren: diese Robinsonaden und Inseln der verlorenen Schiffe und haben uns ihrer gefreut, sind vor ihnen gesessen wie Kinder vor ihrem Eulenspiegel und Münchhausen, vor Gulliver und später vor Karl May.

Carl Laemmles „Frankenstein“ aus dem Roman der Engländerin Mary Godwin, entstanden in der Zeit der englischen Romantik um 1815, ist ein heutiger Wissenschaftstechniker: einer, der Magie nicht inmitten von Retorten und Follianten, sondern in der Rotunde eines Laboratoriums studiert, das äußerliche Beziehungen zum Magisch-Spukhaften nur insofern unterhält, als es sich in einem Turm befindet, diesem unentbehrlichen Requisit mystischer Welt. Selbstverständlich, daß ihm kein Stück technischer Modernität fehlt, daß ein Schnürboden vorhanden, der selbst der Inszenierung einer Chazell-Revue neue Wirkungsmöglichkeiten einräumen könnte.

Schier blögelegte Entladungskräfte vibrieren! Man vermischt direkt ein Rauchverbot an den Wänden, die wie Tonfinkabinen mit Schalttafeln beschwert.

Mit einem Kopfhörer horcht Dr. Frankenstein das über dem Beginn der Handlung schwebende Gewitter ab. Und seine vorgeschriebene Reise — im Mutterleibe dieser elektrizitätsschwangeren Laboratoriumsrevue — vollendet der künstliche Mensch mit Donnergang!

Er ist geboren. Ungeschlechtes Ungetüm; breite, unbeholfene Menschquader; Mensch-Tank! Gespenst ohne Knochen, dem die Glieder um den (nicht vorhandenen) Leib schlottern. Nicht zu beneiden der Schneider,

Ein Diebstahl, den Dr. Frankenstein humpelnd Famulus im Studio des Mediziners Waldmann ausführt, mißlingt. Zwar diesmal keine Juwelen, echte oder falsche, sondern Gehirne, normale und anormale. Das anormale eines Verbrechers wird dem Rubosahl eingestrikt, beginnt zu arbeiten, trägt seinem Schöpfer einen Dornenkrans von Ereignissen ein, und seine Braut kommt nicht dazu, den Jungfernkranz abzulegen, um im Hafen der langgehehnten Ehe zu landen.

Tolle, gespenstliche Bilder darzwischen! Der tapasende Riese in der Begegnung mit einem abhangslosen Kind, das mit ihm spielt. Und später der Vater, die baumelnden Glieder der Kleinen vor sich hertragend, durch die johlenden, tanzenden, schupplattelnden Menschenmenge hindurch, die der Schatten dieses Bergschrecks überdüstert, — Sinnbild unserer Tage: Hoppla, wir leben nicht!

Im Finale die in suggestiver photographischer Momentkunst vorüberstehende Perforcejagd der Bauern zur Windmühle auf luftiger Tiroler Bergeshöh! Mahle, Mühle, mahle! Brennendes Fanal der Ausgeburteten menschlicher Ehrgeizregister, seelenloser Technikonstrukturen.

Es ist vieles herausgeschnitten worden aus dem Film, vielleicht zu viel von dem, was

Gruseln macht. Vielleicht ist mancher Grusel dieses Films in Amerika auch nur Ersatz für den verbotenen Fusel. — Mancher, der gestern Abend auszog, das Gruseln zu lernen (neue physische Ersatzsensations für andere Sensationen, die der Pleite wegen aus dem Tagesetat gestrichen werden mußten) kam vielleicht zu kurz. Trotzdem: Der Widerspruch am Schluß ändert nichts, daran, daß diese einst große Gattung abenteuerlicher Filme im Spielplan von heute sich Platz erobert.

Walter Jeron.

Produktion: Universal Pictures Corp., New York.

Verleih: Deutsche Universal-Film A.-G., Berlin.

Laenge des Films: 1775,40 m, 8 Akte.

Weißer Zensurkarte: Für Jugendliche nicht zugelassen.

Zu diesem Film ist ein „Illustriertes Film-Kurier“ in der bekannten Ausführung hergestellt, der von den Theaterbesitzern beim Verlage des „Film-Kurier“ bezogen werden kann.

Stolz weht die Flagge...

Regie: Heinz Paul

Ein Wapenfilm im Verleih der Panzer-Film-Prod. G. m. b. H.

der für ihn arbeiten muß; der Regisseur James Whale, der ihn durch Türen und Fenster, durch Wald und Heide lenkt. Ungelüftetes Monstrum, das Boris Karloff mit überzeugender, gigantischer Größe lebt; eine Art Wolkenkratzer, die alle Absichten seines Schöpfers strengt, wie sie sicher auch die Dispositionen der Drehstage gesprengt und vom Produktionsleiter Carl Laemmle jun. viel Lammgeduld verlangt hat.

„Frankenstein.“

Ein Gruselfilm aus Amerika
im Mozartsaal.

Der erste amerikanische Gruselfilm fiel bei seiner Berliner Premiere glatt durch. Seit Tagen war verkündet worden: „Ein Film nur für Nervenstarke, für die aber ein Erlebnis.“ Ein Erlebnis ist der Film bestimmt nicht, höchstens eine Enttäuschung, vor allem für die, die etwas Gruseliges erwarten. Er ist nämlich gar nicht gruselig, sondern in seiner naiven Primitivität ist er manchmal komisch und immer langweilig. Das ist alles.

Der Stoff stammt aus einem verschollenen Roman der Engländerin Mary Godwin, die vor mehr als hundert Jahren den ewigen Stoff des künstlichen Menschen in einer schwerflüssigen Erzählung behandelt hat. Aus diesem Werk entnahm der Film die Grundzüge der Fabel, versetzt aber die Handlung törichterweise in die heutige Zeit, was von vornherein einen inneren Bruch gibt, ein endloses Durcheinander von Widersprüchen.

Zum Beispiel: in diesem elektrischen Laboratorium, in dem der künstliche Mensch durch elektrische Strahlen geschaffen wird, beleuchtet man egal mit Fackeln, oder: ein Wissenschaftler, dem nichts mehr zu seinem Werk fehlt als das

Modell eines Gehirns, läßt es durch einen — selbstverständlich buckligen — Diener aus einem Universitäts-Institut stehlen. Anders ging es nicht. Daß der Dieb dabei das Gehirn verwechselt und in der Eile das eines Mörders erwischt, ist ja sehr traurig, aber sonst würde allerdings die Handlung nicht vom Fleck kommen, denn darauf basiert der ganze Film.

Daß der Stoff an sich filmisch äußerst dankbar ist, weiß man seit Wegeners „Golem“ und vielen anderen Werken, die dasselbe Thema berühren. Hier hat man aber eine billige Jahrmärkte-Schaubuden-Angelegenheit daraus gemacht, die in Amerika angeblich ein Riesenerfolg war, jedoch durch ihre einfältige und einfalllose Regie nichts für ein anspruchsvolles Publikum ist.

Schauspielerisch sind da kaum Aufgaben zu lösen. Alles nur klanglose Figuren bis auf den künstlichen Menschen, in dessen Rolle sich ein neuer Mann, Boris Karloff, präsentiert, der in Maskenkünsten dem toten Lon Chaney nacheifert. Das Publikum ging verärgert und pfeifend aus dem Theater.



FRANKENSTEIN